November

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646491

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 45 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 6. November 1937

November

Die bunten Farben bleichen.
Den falben Blätterroſt
behängt mit ſeinen Zeichen,
jedwede Nacht der Froſt.

Er iſt des Winters Melder,
macht ſeinem Herrn Quartier;
bergab ſchon in die Felder
trägt der ſein weiß Panier.

Den Hauptmann Tod daneben,
vornan vor ſeinem Troß,
ſieht man die Hand erheben;
er ſitzt auf ſchwarzem Roß.

So reiten ſie und reiten
durch Feld und Dorf und Stadt . . .
Wohl dem, der ſich bei Zeiten
mit Troſt gerüſtet hat.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 16

Die Magd ging wieder, ohne ein Wort zu ſprechen.

Doia wurde rot wie eine ertappte Diebin; ſie hob verwirrt den Ring auf und ſteckte ihn wieder an den Finger. „Ich traue Leſa ſchlecht über den Weg", ſtotterte ſie; „morgen wiſſen es gewiß ſchon der Pfarrer und Carlo, daß wir uns gut ſind."

Der Schrecken lag ihr in den Gliedern.

Unterdeſſen kam Herr Ceſari wieder; gleich nach dem Abendbrot zog ſich Doia zurück und ließ ſich nicht mehr blicken. Und der ermüdete Sindaco ſprach auch nicht mehr viel.

In Heinrichs Seele aber erwachte ein nagendes Schuldbewußtſein, der Selbſtvorwurf, er habe die Gaſtfreundſchaft Doias und ihres Vaters mißbraucht, das wallende Gefühl, er ſollte gehen und nicht noch mehr Wirren in das ſchon durch Grimelli ſo ſchwer geprüfte Haus tragen. Im Traum der Nacht erſchienen ihm die geblendeten, todestraurigen Vögel, und er bebte in der Furcht, durch ſeine Schuld könnte ein Unglück über das Haupt Doias kommen! —[1]

Zwölftes Kapitel.

Ja, er ſollte gehen! — Was waren Doia und er bei ihren Küſſen für unvorſichtige Kinder geweſen!

Er ſcheute ſich am Morgen aus der Kammer und unter das Angeſicht des Sindaco zu treten; er atmete auf, als ihm Doia erzählte, der Vater ſei ſchon vor einer Weile mit dem Spaten in ein Aeckerchen hinabgeſtiegen, in dem er das Gemüſe pflanze. „Er ſprach von Ihnen; er erzählte, daß Odoardo Teſta Sie ſehr wohl möge; er gibt viel auf deſſen Menſchenkenntnis. Alſo iſt es nicht ſo ſchlimm, daß Sie geſtern von Ihrer Abſicht ſprachen, ſich eine Weile in Airolo aufzuhalten."

Um Doias Weſen lag ſtille Verträumtheit; auf die Küſſe des geſtrigen Abends kam ſie nicht zurück; erſt als Heinrich das Frühſtück beendigt hatte, ſagte ſie: „Der Herr Pfarrer wird Sie dieſen Vormittag beſuchen, er iſt ſehr neugierig auf unſern Gaſt!"

Landſiedel ſpürte eine Unruhe in ihrem Ton.

„Sie ſind Proteſtant?" fragte Doia.

„Ja, hoffentlich ſchadet es mir in Ihren Augen nicht."

„In unſerm Haus iſt Ihnen Ihr Bekenntnis kein Nachteil. Mein Vater hat ja dreißig Sommer unter Proteſtanten gearbeitet und oft zur Verwunderung meiner ſtrenggläubigen Mutter erzählt, daß die Leute ebenſo friedlich und rechtſchaffen dahinleben wie wir. Und ich ſelber war ja in Baden in einem proteſtantiſchen Haus. Ich habe darin nur Liebe und Güte erfahren. Bloß hier im Dorf erregte es damals Anſtoß, daß ich in einer andersgläubigen Familie weilte; es gibt unter den Unſern etliche unduldſame Leute. Es lebte aber noch der alte,

[1] Anmerkung des Verfaſſers: Das in dieſem Kapitel geſchilderte Vogelelend habe ich im Teſſin mit eigenen Augen geſehen. Es ſind aber über dreißig Jahre ſeither. Obgleich man jetzt noch Jahr für Jahr die Berichte lieſt, wie unſere auch mit dem Vogelſchutz betrauten eidgenöſſiſchen Zollwächter Tauſende von Vögeln aus den Schlingen an der italieniſchen Grenze erlöſen, bin ich doch überzeugt, daß ſich das Verſtändnis unſerer teſſiniſchen Freunde für das deutſchſchweizeriſche Mitgefühl mit der Tierwelt außerordentlich gehoben hat. Ich kam ja noch oft in jene Landſchaften, einer Vogelblendung wie vor dreißig Jahren bin ich nicht mehr begegnet.